



# Leseprobe

Victoria Schwab

## City of Ghosts - Die Geister, die mich riefen

---

»Spannend und mit genügend offenen Fragen, damit die jugendlichen Fans der Fortsetzung entgegenfiebern.« *boersenblatt*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



---

Seiten: 288

Erscheinungstermin: 28. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

**Nur weil du sie nicht sehen kannst, heißt das noch lange nicht, dass es sie nicht gibt ...**

Seit Cassidy Blake fast ertrunken wäre, kann sie Geister sehen und die Welt der Toten betreten. Sogar ihr bester Freund ist ein Geist! Und als ob das nicht schon merkwürdig genug wäre, werden ausgerechnet ihre Eltern die neuen Stars einer Geisterjäger-Fernsehshow. Der erste Drehort: Edinburgh. Die Friedhöfe, Burgen und Geheimgänge der alten Stadt wimmeln nur so vor Geistern – und nicht alle sind freundlich. An diesem unheimlichen Ort wird Cassidy langsam klar, wie viel sie noch über ihre Verbindung zum Reich der Toten zu lernen hat. Doch dafür bleibt ihr nicht viel Zeit, denn eine besonders dunkle Seele streckt schon die Krallen nach ihr aus ...

**Alle Bände der City-of-Ghosts-Reihe:**

Die Geister, die mich riefen  
Im Reich der vergessenen Geister  
Der Bote aus der Dunkelheit



**Autor**

**Victoria Schwab**

---

Victoria Schwab hat ihre Leidenschaft schon früh zum Beruf gemacht und ihre Romane stehen seitdem regelmäßig auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Wenn sie nicht gerade durch die Straßen von Paris schlendert oder sich in einem Café

Victoria Schwab  
CITY OF GHOSTS  
Die Geister, die mich riefen

Für die Stadt, in der meine Knochen liegen

»Sterben ist bestimmt ein tolles Abenteuer«

**J.M. Barrie**, *Peter Pan*

TEIL EINS

# Inspecters

# Kapitel 1



**D**ie meisten Leute glauben, dass Geister nur nachts oder an Halloween erscheinen, wenn die Welt dunkel ist und die Mauern zwischen den Lebenden und Toten dünn sind. Aber im Grunde sind Geister einfach überall. In der Brotabteilung im Supermarkt, mitten im Garten eurer Großmutter, auf dem Nachbarsitz im Bus.

Nur weil ihr sie nicht sehen könnt, heißt das noch lange nicht, dass sie nicht da sind.

Ich sitze gerade in der Geschichtsstunde, als ich das *Tipp-tipp-tipp* auf meiner Schulter spüre, wie Regentropfen. Manche Leute nennen es Intuition, andere das zweite Gesicht. Es ist ein Kribbeln am Rande des Bewusstseins, das einem sagt, dass da noch etwas anderes ist.

Ich spüre das nicht zum ersten Mal – bei Weitem nicht. Nicht einmal hier in der Schule. Ich habe versucht, es zu ignorieren – das versuche ich immer –,

aber es nützt nichts. Es raubt mir die Konzentration, und ich weiß, dass ich es nur zum Verstummen bringen kann, indem ich nachgebe und der Sache auf den Grund gehe.

Von der anderen Seite des Raums fängt Jacob meinen Blick auf und schüttelt den Kopf. Er kann das *Tipp-tipp-tipp* nicht spüren, doch er kennt mich gut genug, um zu wissen, wann ich es fühle.

Unruhig rutsche ich auf dem Stuhl herum und versuche, mich auf das Geschehen in der Klasse zu konzentrieren. Mr Meyer versucht heroisch, uns noch etwas beizubringen, obwohl es die letzte Woche vor den Sommerferien ist.

»... Gegen Ende des Vietnamkrieges im Jahr 1975 haben die US-Truppen ...«, erzählt er. Niemand kann still sitzen, geschweige denn zuhören. Derek und Will schlafen mit offenen Augen, Matt arbeitet an seinem neuen Papierfußball, und Alice und Melanie schreiben irgendeine Liste.

Alice und Melanie sind *beliebt*.

Das sieht man daran, dass sie wie Kopien voneinander aussehen: das gleiche glänzende Haar, die gleichen perfekten Zähne, die gleichen lackierten Fingernägel. Ich bestehe nur aus Ellbogen und Knien, habe runde Wangen und braune Locken. Nagellack besitze ich nicht einmal.

Ich weiß, man sollte eigentlich zu den beliebten Kids gehören wollen, aber eigentlich hatte ich nie

Lust dazu. Ich finde es viel zu anstrengend, mich an all die Regeln zu halten. Lächeln, aber nicht zu breit. Lachen, aber nicht zu laut. Die richtige Kleidung tragen, die richtigen Sportarten machen, Anteilnahme zeigen, aber nicht zu viel.

(Jacob und ich haben zwar auch Regeln, aber die sind anders.)

Wie aufs Stichwort steht Jacob auf und geht zu Melanies Tisch. Er könnte beliebt sein, mit seinem verwuschelten, blonden Haar, den strahlend blauen Augen und der immer guten Laune.

Er wirft mir einen teuflischen Blick zu und setzt sich auf den Rand ihres Tisches.

Er *könnte* beliebt sein, doch da gibt es ein kleines Problem.

Jacob ist tot.

»Was wir für die Filmnacht brauchen«, liest er laut von Melanies Blatt ab. Aber ich bin die Einzige, die ihn hören kann. Melanie faltet ein weiteres Blatt zusammen – die Großbuchstaben und die rosa Schrift sagen mir, dass es eine Einladung ist – und reicht sie an Jenna weiter, die vor ihr sitzt. Dabei geht ihre Hand glatt durch Jacobs Brust hindurch.

Er sieht pikiert nach unten, als wäre das extrem beleidigend. Dann springt er vom Tisch.

*Tipp-tipp-tipp*, macht es in meinem Kopf wie ein kaum hörbares Flüstern. Ungeduldig sehe ich zur Wanduhr und sehne das Klingeln herbei.

Jacob schlendert zu Alice' Tisch und betrachtet die vielen Buntstifte, die sie ordentlich aufgereiht hat. Er beugt sich herunter und streckt vorsichtig einen Finger danach aus. Hoch konzentriert stupst er den äußersten Stift an.

Doch der rührt sich nicht.

Im Film können Poltergeister Fernseher anheben und Betten durchs Zimmer schieben. Aber in Wirklichkeit braucht es schon eine *Menge* Willenskraft, damit ein Geist den Schleier – den Vorhang zwischen ihrer Welt und unserer – durchbrechen kann. Und die Geister, die diese Macht haben, sind normalerweise echt alt und nicht sehr nett. Die Lebenden beziehen ihre Kraft meistens aus Liebe und Hoffnung, aber die Toten nähren sich von anderen Dingen. Von Schmerz und Zorn und Reue.

Jacob runzelt die Brauen, während er vergeblich versucht, Matts Papierfußball wegzukicken.

Ich bin froh, dass er nicht so viel Kraft hat.

Ich weiß nicht, wie lange Jacob schon *tot* ist. (Ich denke das Wort leise, denn ich weiß, dass er es nicht mag.) Es kann noch nicht so lange sein, denn an ihm ist überhaupt nichts retro. Er trägt ein Superhelden-T-Shirt, dunkle Jeans und Chucks. Er spricht nicht darüber, was ihm passiert ist, und ich frage nicht nach. Man muss seinen Freunden ihre Privatsphäre lassen – auch wenn er meine Gedanken lesen kann. So etwas kann ich zwar nicht, aber ehrlich gesagt bin

ich lieber lebendig und nicht übersinnlich begabt als übersinnlich begabt und ein Geist.

Beim Wort *Geist* sieht Jacob auf und räuspert sich. »Ich bevorzuge den Ausdruck ›körperlich eingeschränkt‹.«

Ich verdrehe die Augen. Er weiß, dass ich es nicht mag, wenn er ohne meine Erlaubnis meine Gedanken liest. Ja, das ist eine merkwürdige Nebenwirkung unserer Freundschaft, aber so ist es eben. Es gibt Grenzen!

»Ist doch nicht meine Schuld, wenn du so laut denkst«, entgegnet Jacob grinsend.

Ich schnaufe und ein paar Schüler sehen sich nach mir um. Ich rutsche auf meinem Stuhl tiefer nach unten, wobei meine Turnschuhe an meine Büchertasche stoßen. Die Einladung, die Melanie an Jenna gegeben hat, macht ihre Runde durch den Raum. Bei mir landet sie nicht. Ist mir egal.

Es ist fast Sommer, und das heißt: frische Luft und Sonne und Bücher, die man nur zum Spaß liest. Es bedeutet den jährlichen Familienausflug zum gemieteten Strandhaus auf Long Island, damit Mum und Dad an ihrem nächsten Buch arbeiten können.

Aber vor allem heißt es: keine Geister.

Ich weiß nicht, was es mit dem Strandhaus auf sich hat – vielleicht liegt es daran, dass es so neu ist oder an einem ruhigen Strandabschnitt liegt –, aber dort scheint es weit weniger Geister zu geben als hier

nördlich von New York. Und das bedeutet: Wenn die Schule aus ist, liegen sechs Wochen mit Sonne, Sand und ruhigen Nächten vor mir.

Sechs Wochen ohne das *Tipp-tipp-tipp* unruhiger Geister.

Sechs Wochen, in denen ich mich *fast normal* fühle.

Ich kann es kaum erwarten.

Ich kann es kaum erwarten, und dennoch springe ich auf, sobald es läutet, werfe mir den Rucksack über die eine und den lila Kamerariemen über die andere Schulter und folge dem hartnäckigen *Tipp-tipp-tipp*.

»Ich habe eine verrückte Idee«, sagt Jacob, der neben mir herläuft. »Wir könnten doch einfach essen gehen.«

*Es ist Hackbratendonnerstag*, denke ich, bedacht darauf, nicht laut zu antworten. *Da sind mir sogar Geister noch lieber*.

»Na, na«, antwortet er. Aber wir wissen beide, dass Jacob kein normaler Geist ist, so wie ich kein normales Mädchen bin. Nicht mehr. Es gab einen Unfall. Ein Fahrrad. Ein zugefrorener Fluss. Die Kurzversion lautet: Er hat mir das Leben gerettet.

»Genau, ich bin quasi ein Superheld«, bestätigt Jacob, bevor ihm eine Schranktür ins Gesicht schwingt. Ich zucke zusammen, doch er geht einfach durch die Tür hindurch. Es ist nicht so, dass ich vergesse, was Jacob ist – es ist schwer zu vergessen, wenn dein bester Freund für alle anderen unsichtbar ist.

Aber es ist schon erstaunlich, an was man sich so alles gewöhnt.

Und die Tatsache, dass Jacob mich schon seit einem Jahr begleitet, ist nicht einmal das Merkwürdigste in meinem Leben.

Wir kommen an die Abzweigung im Gang. Links geht es zur Cafeteria, rechts zu den Treppen.

»Letzte Chance für Normalität«, warnt Jacob, doch er hat dieses schiefe Lächeln im Gesicht. Er weiß genauso gut wie ich, dass wir über *normal* schon seit einer ganzen Weile hinaus sind.

Wir gehen nach rechts.

Die Treppe hinunter und durch einen weiteren Gang, gegen den Strom zum Mittagessen. An jeder Abzweigung wird das *Tipp-tipp-tipp* stärker, wird zu einem Sog, wie ein Seil. Ich muss nicht darüber nachdenken, wohin ich gehe. Es ist sogar leichter, wenn ich gar nicht darüber nachdenke, sondern mich einfach ziehen lasse.

Es zieht mich zur Tür des Auditoriums. Jacob schiebt die Hände in die Hosentaschen und murmelt etwas von blöder Idee, woraufhin ich ihn daran erinnere, dass er ja nicht mitkommen muss, auch wenn ich froh bin, dass er da ist.

»Neunte Freundschaftsregel«, erklärt er: »Geisterbeobachtung ist eine Zwei-Personen-Aktivität.«

»Genau«, erwidere ich und nehme die Kappe von der Kameralinse. Die Kamera, die an dem lila Riemen

an meiner Schulter hängt, ist ein klobiges altes Gerät, manuell, mit einem kaputten Sucher und Schwarz-Weiß-Film.

Wenn mich ein Lehrer im Auditorium erwischt, sage ich, ich mache Fotos für die Schulzeitung. Auch wenn die Wahlfächer für dieses Schuljahr alle schon vorbei sind.

Und ich nie für die Zeitung gearbeitet habe ...

Ich mache die Tür zum Auditorium auf und trete ein. Es ist ein großer Saal mit hoher Decke und schweren roten Vorhängen vor der Bühne.

Plötzlich ist mir klar, warum mich das *Tipp-tipp-tipp* hierher geführt hat. Jede Schule hat ihre Geschichten. Geschichten, die erklären, woher das Knarren im Waschraum der Jungen kommt, warum es im Englischzimmer hinten immer so kalt ist und wieso es im Auditorium nach Rauch riecht.

An meiner Schule ist es genauso. Der einzige Unterschied ist, dass ich herausfinden kann, ob diese Geistergeschichten wahr sind oder nicht. Meist sind sie es nicht.

Das Knarren kommt von einer Tür mit schiefen Angeln.

Die Kälte ist nur ein Luftzug.

Doch als ich dem *Tipp-tipp-tipp* durch den Saal bis zur Bühne folge, weiß ich, dass an dieser Geschichte etwas Wahres ist.

Es geht um einen Jungen, der bei einer Theateraufführung ums Leben gekommen ist.

Angeblich gab es bei der Vorstellung des *Mittsommernachtstraums* vor langer Zeit, als die Schule gerade eröffnet worden war, im zweiten Akt ein Feuer. Die Kulissen gingen in Flammen auf, doch alle konnten rechtzeitig ins Freie entkommen – glaubte man jedenfalls.

Bis man den Jungen unter der Falltür fand.

Jacob neben mir schaudert und ich verdrehe die Augen. Für einen Geist bekommt er echt viel zu leicht Angst.

»Hast du mal darüber nachgedacht, dass es vielleicht eher so ist, dass du nicht leicht *genug* Angst bekommst?«, meint er.

Aber ich fürchte mich genauso wie andere Leute. Glaubst es oder nicht, ich *will* meine Zeit nicht damit verbringen, Geister zu suchen. Sie sind nur einfach da und ich kann sie nicht ignorieren. Das ist so, wie wenn einem gesagt wird, dass da jemand hinter einem steht, aber man darf sich nicht umdrehen. Man spürt den Atem im Genick, und jede Sekunde, die man nicht hinsieht, macht es nur noch schlimmer. Denn letztendlich ist immer das, was man nicht sieht, furchterregender als das, was man sehen kann.

Ich kletterte auf die Bühne, gefolgt von Jacob. Ich merke, dass er zögert, und sein Widerstreben zieht auch mich zurück. Aber ich hebe trotzdem eine Ecke des schweren roten Vorhangs an und schlüpfte hindurch, in den Bereich hinter der Bühne. Jacob

folgt mir, wobei er direkt durch den dicken Vorhang läuft.

Hier ist es dunkel – so dunkel, dass ich einen Augenblick brauche, um mich daran zu gewöhnen und die verschiedenen Requisiten und Bänke auf der Bühne zu erkennen. Unter dem Vorhang fällt ein schmaler Streifen Licht herein. Es ist vollkommen ruhig, und doch habe ich das seltsame Gefühl, dass sich hier etwas bewegt. Das leise Seufzen der Sandsäcke an ihren Haken. Ein flüsternder Luftzug unter den Bühnenbrettern. Das Rascheln, das hoffentlich von Papier und nicht von Ratten stammt.

Ich weiß, dass einige der älteren Schüler es zu einer Mutprobe machen, hierherzukommen, das Ohr an den Boden zu legen und nach dem Jungen zu lauschen, der es nicht geschafft hat. Auf dem Flur habe ich einmal gehört, dass sie damit angaben, wie lange sie es ausgehalten haben. Eine Minute. Zwei. Fünf. Manche behaupteten, sie hätten die Stimme des Jungen gehört. Andere sagten, sie hätten Rauch gerochen und die Schritte flüchtender Kinder gehört. Aber es ist schwer zu sagen, wo die Gerüchte enden und die Wahrheit anfängt.

Mich hat noch nie jemand aufgefordert, hierherzukommen. Das mussten sie nicht. Wenn deine Eltern Bücher über paranormale Aktivität schreiben, gehen die Leute davon aus, dass du schräg genug drauf bist, um alleine zu gehen.

Sieht so aus, als hätten sie recht damit.

Auf halbem Weg über die dunkle Bühne stolpere ich über etwas und falle. Jacob streckt die Hand aus, um mich zu fangen, doch seine Finger gleiten durch meinen Arm, und ich knalle mit dem Knie auf den Holzboden. Meine Handflächen schlagen hart auf, und verwundert stelle ich fest, dass der Boden ein wenig nachgibt, bis ich realisiere, dass ich auf der Falltür knie.

Das *Tipp-tipp-tipp* wird unter meinen Händen noch hartnäckiger. An meinem äußeren Gesichtsfeld tanzt ein dünner grauer Schleier wie in einem konstanten Luftzug. Er ist anders als der schwere rote Vorhang. Diesen hier kann sonst niemand sehen.

Der Schleier.

Die Grenze zwischen dieser Welt und etwas anderem, zwischen den Lebenden und den Toten. Danach suche ich.

Jacob tritt von einem Fuß auf den anderen. »Bringen wir es hinter uns.«

Ich stehe auf.

»Geister-Five!«, sage ich, um uns Glück zu wünschen. Ein Geister-Five ist eine Art High Five für Freunde, die einander nicht berühren können. Dabei halte ich meine Hand hoch, und er tut so, als würde er einschlagen, während wir beide ein »Patsch«-Geräusch von uns geben.

»Autsch!«, beschwert sich Jacob und zieht die Hand weg. »Du schlägst so hart zu!«

Ich lache. Manchmal ist er echt albern. Aber das Lachen ist befreiend, es vertreibt Furcht und Nervosität, während ich nach dem Schleier greife.

Im Fernsehen habe ich gesehen, wie selbst ernannte »Geisterbeschwörer« davon reden, wie sie hinübergehen. Dass sie mit der anderen Seite in Verbindung treten, indem sie eine Art Schalter umlegen oder eine Tür öffnen. Aber bei mir ist es anders: Ich suche den Schleier, greife ihn und ziehe daran.

Manchmal, wenn es nichts zu finden gibt, ist der Schleier kaum vorhanden, mehr Rauch als Stoff und schwer zu fassen. Aber wenn ein Ort von Geistern heimgesucht wird – von richtigen Geistern –, dann schlingt sich der Stoff um mich und zieht mich praktisch hindurch.

Genau hier und jetzt tanzt er zwischen meinen Fingern und wartet nur darauf, gefangen zu werden.

Ich bekomme ihn zu fassen, hole tief Luft und ziehe.

# Kapitel 2



**A**ls ich noch klein war, hatte ich immer Angst vor Monstern im Schrank. Ich konnte nicht einschlafen, bevor nicht mein Dad kam, die Schranktür aufriss und mir zeigte, dass nichts dahinter war. Durch den Schleier zu gehen ist genauso, wie diese Schranktür aufzumachen.

Mit dem Unterschied, dass die Monster nicht real waren. Der Schrank war immer leer.

Die Welt hinter dem Schleier dagegen ist alles andere als leer.

Ein Schauer überläuft mich. Einen Moment lang bin ich nicht auf der Bühne, sondern unter Wasser. Der eisige Strom schließt sich über meinem Kopf, und das Licht verschwindet, während mich etwas Schweres immer tiefer und tiefer zieht ...

»Cassidy.«

Jacobs Stimme lässt mich blinzeln und die Erinnerung an den Fluss verblasst. Ich bin wieder auf der

Bühne, und alles ist so wie zuvor, aber anders. Die Bühne ist blasser, wie auf einem alten Foto, doch es ist nicht so dunkel wie zuvor. Stattdessen wird sie von einigen Scheinwerfern erleuchtet und vor dem Vorhang erklingt das Murmeln des Publikums.

Jacob ist immer noch bei mir, aber er wirkt fester, realer. Ich sehe an mir selbst herunter. Wie immer sehe ich ganz normal aus, vielleicht ein wenig verwaschen, aber immer noch ich selbst, bis hin zur Kamera um meinen Hals. Der einzige Unterschied ist das Licht in meiner Brust. Es ist eine Spirale aus kühlem, bläulich weißem Licht, das durch meine Rippen scheint wie der Leuchtdraht in einer Glühbirne.

*Wie Iron Man*, witzelt Jacob manchmal. Ich halte mir die Kamera vor die Brust, um das Leuchten zu dämpfen.

»Auf die Plätze!«, erklingt die Stimme eines Erwachsenen aus den Kulissen und lässt mich zusammenzucken. Jacob greift nach meinem Ärmel, um mich zu halten, und dieses Mal gleitet seine Hand nicht durch mich hindurch. Er hat hier mehr oder ich weniger Substanz, so oder so bin ich dankbar für den Kontakt.

»Zweiter Akt!«, fügt die Stimme hinzu.

Jetzt weiß ich, was hier los ist.

Und *wann* es ist.

Die Nacht des Brandes.

Flatternd wie aufgeschreckte Fledermäuse laufen

Jungen und Mädchen mit Feenkronen und Glitzer-  
capes über die Bühne. Mich und Jacob bemerken sie  
nicht. Der Vorhang geht auf und aus dem dunklen  
Theatersaal erklingt das Murmeln des Publikums. In-  
stinktiv möchte ich mich ducken und in die Kulissen  
zurückziehen, doch ich erinnere mich daran, dass das  
Publikum nicht wirklich da ist. Dieser Ort, dieser  
Raum und diese Zeit – das alles gehört zu dem Geist  
und seinen Erinnerungen.

Der Rest sind nur Kulissen.

Ich hebe die Kamera, ohne durch den Sucher zu  
sehen (der hat einen Sprung). Schnell mache ich ein  
paar Fotos, obwohl ich weiß, dass ich auf dem Film  
höchstens einen Schatten dessen sehen werde, was  
hier ist. Etwas mehr als normal, etwas weniger als die  
Wahrheit.

»Kaum zu glauben«, flüstert Jacob wehmütig. »Wir  
könnten jetzt auch in der Cafeteria sitzen und mittag-  
essen wie normale Menschen.«

»Du *kannst* nicht essen und ich sehe Geister. Nicht  
sehr normal, würde ich sagen«, flüstere ich zurück,  
während der zweite Akt beginnt. Im Kulissenwald  
versammeln sich die Feen um ihre Königin.

Ich sehe mir die Bühne genau an, die Laufstege  
darüber, die Requisiten, und suche nach der Ursache  
des Feuers. Vielleicht werde ich deshalb zu solchen  
Orten gerufen. Geister sind immer aus einem be-  
stimmten Grund da. Wenn jemand die Wahrheit her-

ausfindet, darüber, was mit ihnen geschehen ist – wenn *ich* sie herausfinde –, dann bringt ihnen das vielleicht Frieden. Und sie gehen weg.

»So funktioniert das nicht«, flüstert Jacob.

Ich fahre zu ihm herum. »Wie meinst du das?«

Er macht gerade den Mund auf, um zu antworten, als ein Junge auftaucht. Er ist klein, blass und hat wirre dunkle Locken. Das ist er – der Geist. Ich bin mir sicher, denn da ist dieses Gefühl: Es ist, als neige sich der Boden zu ihm hin.

Sein Umhang verfängt sich in einem Gerüst neben der Bühne. Er schafft es, sich zu befreien, und stolpert auf die Bühne vor uns, verliert dabei aber seine Krone und muss zurück. Einen Augenblick lang sehen wir uns in die Augen. Ich glaube, dass er mich sieht, und will etwas sagen, doch Jacob legt mir die Hand über den Mund und schüttelt den Kopf.

Die Musik beginnt und der Blick des Jungen verschleiert sich. Ich sehe ihm nach, während er seinen Platz einnimmt.

»Wir sollten gehen«, flüstert Jacob. Aber ich kann nicht. Noch nicht. Ich muss wissen, was passiert ist.

Wie aufs Stichwort höre ich das Zischen eines Seils und sehe, wie sich das Gerüst, an dem sich der Junge verfangen hat, löst und schräg neigt. Ein Sandsack darauf gerät ins Rutschen, fällt herunter, bleibt dabei an einem Stromkasten hängen und schlägt eine Sicherung heraus.

Ein Funke fliegt – nur ein kleiner Funke –, doch ich sehe, wie er auf das nächstbeste Objekt fällt, ein ungenutztes Stück Pappwald, das man in den Seitenflügel geschoben hat.

»Oh nein«, flüstere ich, während das Theaterstück weitergeht.

Es bricht kein Feuer aus, jedenfalls nicht gleich. Es beginnt mit Wärme und Rauch. Rauch, der im dunklen Theatersaal nicht auffällt. In einer dünnen Säule steigt er nach oben und sammelt sich unter der Decke wie eine tief hängende Wolke. Immer noch merkt keiner etwas.

Nicht, bis endlich das Feuer ausbricht.

Die Bühne ist voller Brennmaterial: ein Wald aus Holzbrettern und Spinnweben und Farbe. Das Feuer breitet sich rasend schnell aus und nun ist auch der Bann des Theaterstücks gebrochen. Die Feenschüler laufen davon und das Publikum gerät in Panik. Obwohl ich weiß, dass es nur eine Erinnerung ist, ein Echo von etwas, das längst vorbei ist, kann ich doch die Hitze des Feuers spüren.

Jacob greift meine Hand und zieht mich von den wütenden Flammen fort.

Trotz der Angst drehe ich am Objektiv der Kamera und schieße Fotos, um wenigstens irgendetwas einzufangen, während sich die Welt um mich herum in Rauch, Feuer und Panik auflöst.

Ich fühle mich benebelt, als hätte ich zu lange die

